

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 15 (1973)

Artikel: Auf alten Bündner Strassen
Autor: Hartmann, Benedikt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

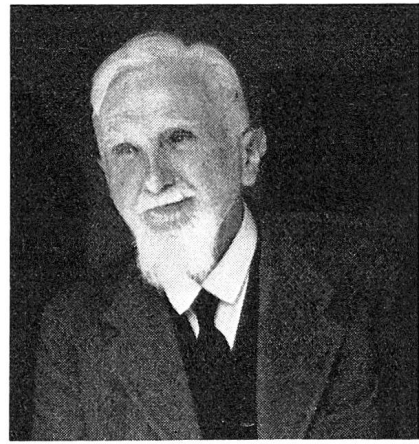
Download PDF: 26.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf alten Bündner Straßen

von Benedikt Hartmann †

Die nachfolgenden Blätter veröffentlichen wir zum Anlaß des 100. Geburtstages von Pfr. Benedikt Hartmann am 24. Mai 1973. Vielen unserer Leser ist die Persönlichkeit Pfr. Hartmanns noch in dankbarer Erinnerung. Er war ein lebendiger Geist von großer Strahlungskraft, aber zugleich ein Sucher und Zweifler. Darum verlief seine Lebensfahrt alles andere als gradlinig. Am Beginn seiner Laufbahn stand die Betreuung der evangelischen Pfarreien Serneus und Thusis-Masein, worauf er einem Ruf nach Chur folgte. Die schon damals schwere Bürde des Stadtpfarramtes setzte ihm aber umso mehr zu, als er sich allen vielfältigen theologischen und sozialen Aufgaben, die an ihn herantraten, mit ganzem Einsatz unterzog. Nach einigen Jahren folgte die Übernahme des Pfarramtes Malans-Jenins. Doch wurde Pfr. Hartmann schon acht Jahre später, im letzten Kriegsjahr, in die Direktion der evangelischen Lehranstalt Schiers berufen. Die folgenden Schierser Jahre mögen für ihn sowohl beglückend als strapaziös gewesen sein, beglückend durch die Bewältigung einer erzieherischen Aufgabe an der heranwachsenden Jugend, die ihm besonders am Herzen lag, strapaziös jedoch durch die Überfülle von organisatorischen und betrieblichen Problemen, die sich pausenlos einstellten und die es zu lösen galt. Er kannte dabei für sich keine Schonung und Rücksichtnahme und opferte seiner Aufgabe auch alle persönlichen Liebhabereien und Wünsche. Zu ihnen zählte vor allem seine Freude an der Geschichtsforschung und an der Geschichtsschreibung. Seit den Tagen von Thusis befaßte sich B. Hartmann immer wieder mit der Geschichte, und er eignete sich mit der Zeit eine stupende Kenntnis vor allem der bündnerischen Kulturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts an. Seit er zudem in seiner Pfarrei Malans-Jenins Zugang zu den dortigen Patrizierhäusern und deren Archiven gefunden hatte, ließ ihn die Begeisterung für das Suchen von archivalischen Schätzen nie mehr los. Dabei war Pfr. Hartmann ein begnadeter Erzähler. Was immer er an historischen Thematika bearbeitete, fand unter seiner Hand eine künstlerische Gestaltung, so daß sich jeder Aufsatz aus seiner



Feder wie die packende Erzählung eines poetisch schaffenden Dichters darstellte. Solche Arbeiten hat B. Hartmann in Fülle veröffentlicht. Sie zählen heute noch zu den schönsten Gaben bündnerischer Geschichtsschreibung.

In Schiers jedoch, unter der schweren Bürde seiner Schulleitung, mußte er auf diese seine Liebhaberei weitgehend verzichten, seine Kräfte wurden zu sehr durch den «Betrieb» beansprucht. Es mag deshalb für ihn eine wahre Erlösung gewesen sein, daß er im Jahre 1926 einen Ruf an die Bündner Kantonsschule erhielt, dem er zum Leidwesen seiner Schierser Mitarbeiter und der geistigen Träger der Lehranstalt Schiers folgte.

Fortan konnte B. Hartmann, auch wenn die Lehrstelle an der Kantonsschule für Religionsunterricht für ihn wahrlich keine Sinekure bedeutete, in den langen Ferien wieder seinen geliebten historischen Studien obliegen. Jahr für Jahr folgten sich fortan seine Veröffentlichungen im «Haushaltungs- und Familienbuch», im «Bündner Monatsblatt», im «Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft» und vor allem im «Freien Rätier», dem er als senkrechter Liberaler mit ganzer Treue anhing.

Nach seiner Pensionierung, 1938, fand er den Weg zurück nach Schiers, das sein Alterssitz und der Ort seiner letzten Schaffensjahre bildete. Dort starb er hochbetagt am 20. März 1955.

Der Aufsatz, den wir nachfolgend zu seinem Gedenken wiedergeben, stammt aus dem Jahre 1935, nimmt aber ein Thema auf, das B. Hartmann ganz besonders interessierte. Denn schon in *Thusis*, diesem Verkehrsort ersten Ranges, hatte Hartmann sich mit dem alten bündnerischen Straßenwesen intensiv beschäftigt. Die Manuskriptseite, die wir reproduzieren, stammt aus einer Ansprache, die er im Jahre 1904 vor dem Pfarrerkollegium hielt. Später behandelte er das gleiche Thema immer wieder, und der Faden seines Erzählertalentes scheuerte nie durch. Wir hoffen, daß sich unsere Leser am nachfolgenden Aufsatz B. Hartmanns erfreuen und damit zugleich dem Wirken dieses bedeutenden Mannes ein dankbares Andenken bewahren werden.

Das Automobil hat die Landstraße erobert, und das ging viel schneller, als wir je gedacht. Fast schämt man sich, daran zu denken, daß wir einst darüber abstimmten, ob man die Bündner Straßen dem modernen Kraftwagen öffnen wolle — als hätte ein noch so wohlgemeinter Volksbeschluß Macht über solche Dinge, die eben über ganze Erdteile kommen wie Wetterstürze und klimatische Veränderungen.

Das Auto beherrscht unsere Straßen immer unbeschränkter, und dabei wird es wohl bleiben, bis der Menschheit das Benzin ausgeht. Unser liebes altes Pferdefuhrwerk ist schon fast zur Seltenheit geworden und leider auch — der Wanderer. Es scheint gründlich ausgegangen zu sein, das «O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust». Aber man soll sich durch den Schein nicht täuschen lassen und ja nicht vor der Zeit zum nörgelnden Pessimisten werden. Mag auch der Fußgänger von unseren Landstraßen mehr und mehr verschwinden, so wird doch die süße Leidenschaft des Wanderns unter unserm Himmelsstrich nicht auszurotten sein. Sie aber wird Nahrung finden, vielleicht nur um so edlere Nahrung, je mehr ihr die Kraftfahrzeuge jeder Art und Größe die Landstraße versperren. Jetzt erst recht wird der Feldweg wieder zum Wanderweg, und halbvergessene Pfade werden neu entdeckt durch die Nötigung, dem Auto zu ent-

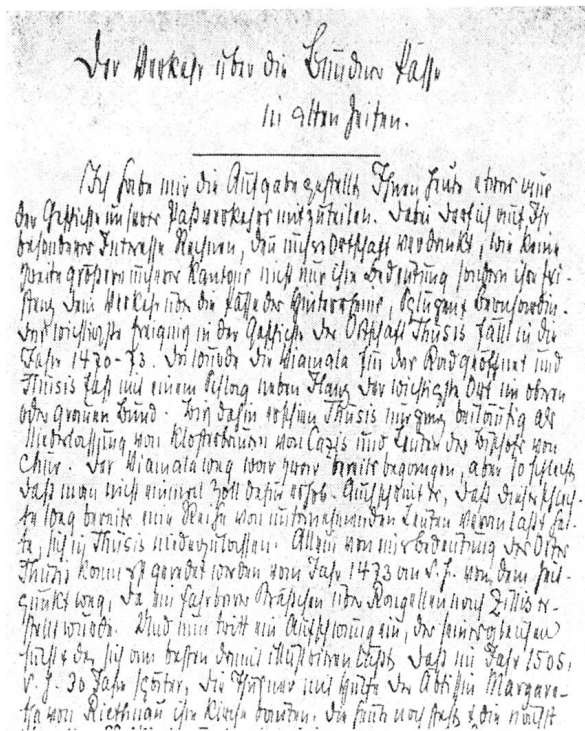
fliehen. Mit feierlichem Schauer wird man da plötzlich inne, daß man uralte Wegspur fand und daß man Pfade wandelt, im dichten Wald, am Bergstrom hin oder auch mitten im schönsten Weidgelände, durch die einst der Säumer zog, der Reisläufer und der fahrende Schüler, der Dienstmann des Hohenstaufenkaisers, wo nicht gar der römische Legionssoldat. Und sieh! Das Wandern wird nicht allein zur körperlichen Erquickung und zum unerschöpflichen Naturgenuß, sondern zum Nacherleben von vergangenen Zeiten, die doch nie ganz vergangen sind.

Plaudern wir ein Weilchen von alten Bündner Straßen, die längst dem Verkehr entzogen sind. Ihre Überreste sind zahlreicher, als die meisten ahnen, und wenn man sie zusammensetzte, gäbe es viele Kilometer. Die schönsten *Straßenruinen* findet man an den alten, großen Transitlinien über *Septimer* und *Splügen*. Da denken wir zuallererst an das wundervoll erhaltene, sorgsam gepflasterte Straßenstück zwischen Casaccia und Vicosoprano im Bergell, ein wahres Freiluftmuseumstück, das seinesgleichen in ganz Graubünden nicht hat. Doch ist es keineswegs der einzige Zeuge der soliden Arbeit, die der bischöfliche Bauunternehmer Jacob von Castelmur an der Septimerlinie leistete. Wir raten jedem Wanderer, das Stück zu begehen, das heute noch vom Dorf Roffna hinunterführt gegen Tinzen, oder dann das andere, das teilweise tiefverborgen im unteren Saum des Waldes von Conters im Oberhalbstein nach Burwein hinaus führt: Man geht auf heimlichem Wege und plaudert halblaut von Dingen, die längst waren. Aber auch die Lenzerheide hat ja noch ihr mittelalterliches Andenken abseits von der heutigen Landstraße, und wer sich die Mühe nimmt, der kann romantische Pfade wandeln von der Klosterkirche von Churwalden bis zum zerbrochenen Turm von Straßberg, der eben dieser alten Straße seinen Namen verdankt.

Und dann am *Splügenweg*, an der sogenannten «Unteren Straße», die seit dem 15. Jahrhundert von Chur durch das Hinterrheintal nach Cläven führte. Da gibt's ja noch wahre Prachtsstücke von Straßenruinen, de-

nen der völlige Ruhestand von mehr als hundert Jahren wenig anhaben konnte. Wir schweigen von kleineren Überresten in Cazis und Thusis, die heute noch den Schlüssel bilden für die Bauart der älteren Teile dieser Dörfer. Was man aber gesehen haben sollte, das ist die ausgedehnte Straßenruine in Übernolla, am Thusner Bovel hinauf. In mehreren Kehren erklimmt sie den Paß von Oberrongellen und umgeht so die schauerlichen Abgründe des Verlorenen Loches. Doch die Perle der Straßenruinen am alten Splügenweg muß man bei Sufers und Splügen suchen. Leider ist's nicht mehr möglich, sie von der Roffla aus zu erreichen, denn die alte Landbrücke, die dort einst hinübergriff aufs linke Rheinufer, ist eingestürzt. So müssen wir heute das alte Straßenstück an seinem oberen Ende anfassen, am besten schon im Altdorf von Splügen, das ja wiederhallt von der Straßenpflasterung längst vergangener Zeiten und auf Schritt und Tritt in seiner Bauart von seinem größten Erlebnis Zeugnis ablegt, dem großen Verkehr der Säumer und Rodfuhrleute von einst. Wir wandern auf dem alten Straßenkörper an der Kirche vorbei gegen das Schloß, und dann taucht's unter in den Wald und führt uns weiter bis nach Sufers hinaus und weiter in den Suferser Urwald hinab bis hart an den Rhein und dem Fluß entlang bis in die gigantischen Felsblöcke der Roffla, wo plötzlich ein jäh abgebrochener Brückenbogen der verträumten Herrlichkeit ein Ende macht. So wandert man heute noch reichlich eineinhalb Stunden weit die Straße, die einst ertönte vom harten Hufschlag und schrillen Schellengeltingel schwerbeladener Saumpferde. Bald geht man direkt auf dem alten Steinbelag, bald auf dem samtenen Rasen, den hundert Jahre und mehr darüber warfen, und nur ab und zu hat ein Sturzwasser in den alten Straßenkörper eine Lücke zu brechen vermocht.

Doch nicht genug. Kein Paß Graubündens ist so reich an guterhaltenen Straßenruinen wie der *St. Bernhardin*. Kein Wunder, hatte er doch im 18. Jahrhundert ungeheure Anstrengungen gemacht, durch Verbesserung seiner Wegsame den Splügen auszustechen.



Noch steht etwas außerhalb des Dorfes Hinterrhein die stolzeste Steinbrücke aus den Zeiten des älteren Paßverkehrs, die «Landbrücke» genannt. In kühn erhöhtem Doppelbogen nimmt sie das Hindernis des Rheins, um den Anstieg zum Bernhardinberg freizumachen. Und drüben am Berg, zumal an seinem Südabhang, liegt heute eingegrast und eingesargt von der gütigen Natur noch so manches stolze Stück der alten Straße, die damals den Reichtum von Nufenen und Hinterrhein schuf und den Misoxern nicht weniger bedeutete. Die große Tüchtigkeit der Misoxer Baumeister und Werkleute, deren Ruhm noch so viele Kirchen und Paläste Deutschlands verkünden, hat hier am Berg ein Straßendenkmal geschaffen, das man vom Auto aus noch bestaunt, als Fußwanderer aber mit stillem Jubel genießt.

Wir haben das Beste vorweggenommen in unserer Erzählung von den Bündner Straßenruinen: den bischöflichen Septimer und die beiden Pässe der demokratischen Talgemeinden des Hinterrheingebietes. Doch ist's gar nicht nötig, so weit zu gehen. Man kann die berauschte Romantik der Straßenruinen

näher haben. Unser *Fürstenwald* bei Chur ist nicht nur die populärste Wildreservation, sondern auch ein wahres Museum von alten Straßenzügen. Die hübsch gerade Straßenlinie von Chur nach Zizers hinaus hat erst vor 150 Jahren der kundige Meister Bösch gezogen. Einst ging's in mehr oder minder geschweiftem Bogen durch den Fürstenwald, zu Zeiten bis an den Fuß des ungeheuren Burghügels der Veste Ruchenberg, und von oben her ins Dorf Trimmis, weiter aber dem Sayerer Felsen entlang nach der Molinära und dem Oberdorf von Zizers zu. Andächtige Frühlingswanderer finden dort allenthalben die Zeugen einstiger Verkehrswege. Wen's aber nach mehr gelüftet, der wandere durch Igis an Marschlin vorbei dem Felsenbach zu, und er wird stets wieder in gewissen Abständen die Straße wandeln, die einst nach der Schloßbrücke und der Klus führte. Das war des Prättigauers Churer Weg, der manchen schweren Guspenschuh hat aushalten müssen, der aber auch die stampfenden Rosse trug bei jenem unheimlichen nächtlichen Ritt des Jürg Jenatsch und Genossen von Grüsich nach Rietberg. Aber man kann unweit von Chur auch einen anderen Winkel aufsuchen, wo alte Straßenruinen sich seltsam kreuzen. Das ist das einsame *Eichholz* unterhalb Jenins. Dort hatte einst das Sondersiechenhaus gestanden mit der St. Wolfgangskapelle, und eine spätere Zeit hat ein stattliches Wirtshaus hingestellt, das die Straßenkreuzung nach der St. Luziensteig souverän beherrschte. Wer dächte heute noch, daß hier zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges viel Geld vertan, aber auch verdient wurde mit Gütern oftmals unerlaubter Art, die der Säumer seinem besten und freigebigsten Brotherrn zuführte, dem Ratsherrn Thomas Maßner an der Reichsgasse in Chur.

Zuletzt aber möchten wir eins noch nennen, wenn wir von Graubündens Straßenruinen plaudern. Auch das ist nicht weit von Chur, und doch wird's wenige geben, die es kennen. Das ist ein Straßenrest, an dem ein ganzes Stück Bündner Geschichte lebendig werden kann. Der Einstieg ist zwar etwas

schwer zu finden, hat man ihn aber erst einmal, so rollt sich einem das halbe Schanfigg auf. Die uralte Straße, die wir hier meinen, verband die deutschen Walser der linken Talseite des Schanfigg bis Roncalier, Fanülla und Churwalden mit denen des inneren Tales bis hinauf nach Straßberg im Fonday. Wir finden den Faden dieser Walserstraße, die übrigens noch älter sein kann, am besten innerhalb der Kirche von *Praden*. Der geneigte Leser mag ihn suchen.

*

Vom *Treiben auf den alten Straßen* über die Rheinwaldpässe ist noch vor vierzig Jahren von Augenzeugen viel erzählt worden. Man mußte nur an einem Winterabend in der Gaststube zum «weißen Kreuz» in Thusis sitzen und zufällig in einen Kreis von alten Splügenfuhrleuten hineingeraten sein. Da wurde Wahres berichtet und anderes im Latein der Jäger, das auch den Fuhrleuten keine Fremdsprache war. Wenn's aber gar zu unglaublich wurde, so stand, an den Ofen gelehnt, der zuverlässigste Schiedsrichter da, der alte Wirt Schöllkopf, der einst als Knecht den Splügen befahren, den Winterstürmen und dem Veltliner getrotzt hatte und in seinen Aussagen absolut zuverlässig geblieben war. Wenn der zustimmend nickte zu einem Fuhrmannsabenteuer oder einer Schilderung der Dinge, wie sie waren, dann galt's. Und doch hatten diese alten Splügenleute, die dort am runden Tisch im «Weißen Kreuz» saßen, nur das Abendleuchten des großen Verkehrs erlebt. Wir sehen noch heute den, der als Glanzpunkt seiner Erzählung der aufmerksamen Tafelrunde auseinandersetzen pflegte, warum die furchtbare Schlacht von Solferino im Jahre 1859 nicht nur die entscheidende Niederlage Österreichs, sondern auch des Splügentransits gewesen sei. Was nachher noch geblieben sei bis zur Eröffnung des Gotthardtunnels, sei nichts mehr gewesen als der dritte Tag eines ländlichen Sängersfestes alten Stils, an dem noch einige verspätete Festbrüder sich an einem einzigen Tisch zusammendrängten, um den Nachdurst zu löschen. Und dann kam schließlich noch der Spruch des kleinen, alten

Flaschnermeisters mit den sorgfältig gekämmten weißen Haarlocken, der immer wieder bestätigte, er habe einst vor der Schlacht von Solferino am frühen Morgen bis 7 Uhr mehr Fuhrmannslaternen verkauft als nachher oft in einer ganzen Woche.

Wohl war es auch in älteren Zeiten auf und ab gegangen. Nicht immer machten die Talgemeinden so glänzende Geschäfte wie in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg oder auch wieder in den ersten Jahrzehnten nach dem Bau der neuen Straße, das heißt von 1823 bis 1859. Erst in den letztvergangenen Jahren sind in den Archiven des Rheinwalds Zahlen errechnet worden für den Ertrag des Verkehrs am Splügenberg für die einheimische Bevölkerung, die alles hinter sich lassen, was man bis dahin vermutete. Da heißt es unter anderm: «Das (Jahres-)Einkommen aus den Rodfuhren allein von Splügendorf bis zum Berghaus und zurück stellte einen Gegenwert von 208 Ochsen dar (ein fetter Ochse kostete dannzumal 20 Gulden). Diese Zahl entspricht ungefähr dem Jungvieh, das gegenwärtig jährlich aus dem ganzen Rheinwald verkauft wird.» Gilt das wohl für die guten Jahre, so müssen auch die weniger guten recht erträglich gewesen sein.

Kein Wunder, daß die Bevölkerung zunahm und beispielsweise Splügen, Sufers und Medels 1860 nicht weniger als 801 Einwohner zählten. Das gleiche aber gilt von Andeer und Thusis. Beide Ortschaften nahmen halb städtischen Charakter an und zierten sich mit Bauten, die weit über das Gewöhnliche hinausgingen. Von Thusis vor allem läßt sich sagen, daß seine Geschichte recht eigentlich die der Splügenstraße ist. Das Jahr 1473 ist seine Geburtsstunde als führender Ort in Graubünden. Bald hat es eine Einwohnerzahl, die etwa den dritten Teil derjenigen Churs ausmacht. 1614 weiß der brave Hans Ardüser zu berichten: «Es sind hie im Dorf 40 Handwerksleute und 40 Läden mit Waar, zu verkaufen, 20 Läden, darauf Brod feil, und 12 Wirtschaftshäuser.» Schon einige Jahrzehnte früher hatte hier die Familie Rosenroll, vielleicht aus dem Veltlin zuwandernd, ihr Speditionshaus er-

öffnet, das den besten gleichartigen Geschäften in Chur und Cläven den Rang streitig machte. Es blieb führend durch zwei Jahrhunderte, wie in Splügen die de Schorsch, die von Gravedona am Comersee hergezogen waren. Während aber die Taschen der Großen sich füllten, fiel auch für die Kleinen reichlich ab, denn der Warentransport am ganzen Splügenweg war nicht das Vorrecht einzelner, sondern das demokratische Recht der Gemeinden, die sich zu sogenannten Porten zusammengeschlossen hatten. Schmiede, Wagner und Sattler hatten nie bessere Zeiten als an Orten, wo möglichst rasche Arbeit der gründlichen vorgezogen wurde, und weil hier nicht, wie in Chur, die Zünfte eifersüchtig wachten, fand mancher wackere junge Handwerksmann in den großen Dörfern des Hinterreintals Gedeihen und Aufstieg. So war's auch, wie zu Ende des 17. Jahrhunderts die flüchtigen Hugenotten aus Piemont und Frankreich herbeiströmten. In Chur beherbergte man sie wohl generös, verwehrte ihnen aber, sich als Gewerbsleute festzusetzen, während Thusis eine ganze Zahl dieser tüchtigen Leute festhielt. Und schließlich war auch der Bauer abseits von den eigentlichen Portengemeinden seiner guten Einnahme sicher; denn der Straßenverkehr, der täglich Hunderte von Pferden und Ochsen in Bewegung setzte, verschlang große Mengen von Futter. Die alten Bewässerungsanlagen am Schamserberg und am Heinzenberg zerfielen wohl erst, als die Futterpreise sanken.

Noch gibt's einen eigenartigen Beweis für die günstige Wirtschaftslage, die der Splügenverkehr schuf. Das sind die Dorfkirchen von Thusis bis an den Fuß des Bernhardin. Man weiß ja, daß man mit Kirchenbauten häufig nicht nur Gott diente, sondern der eigenen, harmlosen Eitelkeit. Den Anfang machten Thusis und Zillis, als hätte man an beiden Orten ein Dankopfer bringen wollen für die Neuerschließung der Viamala und zugleich zeigen wollen, daß man sich etwas leisten konnte. Zillis ließ durch den kunstreichen Andreas Bühler aus Kärnten an sein altromantisches Kirchenschiff ein hochansteigendes gotisches

Chor anbauen, selbstverständlich zur Aufnahme eines geschnitzten Hochaltars. Thusis aber hatte den gleichen Meister beauftragt, in einem vollständigen Neubau sein Bestes zu leisten. Und nicht umsonst. Man steht unter dem Eindruck, hier habe ein Künstler — denn das war Meister Andreas — geschaltet, der sich ganz ausgeben durfte. Der fein abgewogene und bis ins kleinste sorgfältig durchgeführte Kirchenbau übertraf alles, was man im Umkreis sehen konnte. Nicht ganz so rasch entschlossen sich die übrigen Paßgemeinden zu einer derartigen Kundgebung ihres Wohlstandes. Es vergingen Jahrzehnte, und die Zeit der gotischen Baukunst war vorüber. Der Barockstil hielt von Süden her seinen Einzug in Graubünden, doch zunächst als Bauweise der katholischen Gegenreformation. Im Hinterrheintal schuf er, mehr oder minder pathetisch, in ziemlich rascher Folge eine ganze Reihe von protestantischen kirchlichen Neubauten. Andeer wollte zeigen, was es vermochte; auch die kleineren Dorfschaften des Rheinwaldes taten das ihre; Splügen aber beschickte sich 1690 einen tüchtigen Misoxer Baumeister und ließ sich die weiträumige Kirche bauen, deren laute Formensprache gewiß auch die Ehre Gottes künden wollte, nicht minder aber den Wohlstand des ersten Dorfes am berühmten Splügenberg.

Wohl fehlte es auch nicht an den Gefahren des reichlichen Gelderwerbes, und zwar scheint es, daß sie in den Anfangszeiten am grellsten zutage traten; wir meinen im Jahrhundert vor dem Dreißigjährigen Kriege. Der Forscher W. Oswald weiß allerlei davon zu erzählen, und zwar aus der Zeit, von der er sagt, daß sie der Bevölkerung des Rheinwalds den größten Wohlstand brachte, den sie je gekannt. Damals, es war um die Mitte Mai 1599, wurden auf der «Ebi» auf offener Landsgemeinde Satzungen und Statuten beschworen, die hineinzünden in eine recht böse Verschlimmerung der Sitten, die übrigens, wie es scheint, damals durch ganz Graubünden ging. Das Spielen hatte überhand genommen «mit Charten, Wurfflen, Stöcklen, Cheglen», und zwar spielte man mit Vorliebe um Geld,

denn man bekam dessen zu viel in die Hände. Gegen «üppiges tantzen» mußte aufgetreten werden wegen «Entheiligung und Übersehung des heyligen Anstandes». Der Kirchgang leide unter den bösen Sitten, weil die Leute lieber, als sich zur Kirche zu begeben, in «würtshüßern und winschenken» sich herumtrieben. So war's damals. Die schlimmen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und seiner Seuchennot mochten dann in den am meisten ausgesetzten Paßgemeinden manchen zur Vernunft bringen, dem weder Pfarrer noch Landsgemeindebeschlüsse mehr Eindruck machten. So wird's auch da auf und ab gegangen sein, wie stets im moralischen Verhalten der Generationen. Es hätte wohl noch schlimmer werden können, wenn nicht die Landwirtschaft als Regulator gedient hätte. Der sogenannte Rodverkehr lag in Händen der Bauern, nicht berufsmäßiger Fuhrleute. Im Sommer stockte er. Da kam man wieder für geraume Zeit von der Straße weg und an eine Arbeit, die Seele und Leib gesund erhielt. Auch noch die Glanzzeit von 1823 bis 1859 vermochte die Volkskraft nicht zu untergraben. Das beweist die Energie, mit der sich die Bevölkerung nach dem Abbrechen des Splügentransites zumal im Rheinwald wieder der Landwirtschaft und ihren einfachen Lebensgewohnheiten zuwandte.

In den Jahren 1829 bis 1832 erschien in Chur das «Bündnerische Volksblatt zur Belehrung und Unterhaltung». Dort gibt's eine köstliche Serie von Betrachtungen über die Schäden der Zeit, die den kuriosen Titel tragen: «Leben und Schicksale des alten Schimmels im Vaterland und in der Fremde». Da wird unter anderem auch in schonungsloser Weise mit der dunkeln Seite unseres Paßverkehrs abgerechnet und der verrohenden Wirkung der Landstraße.

Doch schließen wir für diesmal mit einem heiteren Bild. Wir haben's vom Öhi selig. Er pflegte die Geschichte zu erzählen, wenn er ganz guter Laune war. Ort der Handlung ist die Churer Nachbarschaft, die Reichsstraße zwischen der oberen Zollbrücke (bei der heutigen katholischen Kirche von Landquart) und Chur. Zeit: Mitte der vierziger Jahre des ver-

gangenen Jahrhunderts am frühen Vormittag. Der Öhi ist ein dreizehnjähriger Bub und morgens in der Frühe in Schiers weggeschickt worden zum Apotheker nach Chur. Es ging gut auf dem alten Weg durchs Tersier nach Grisch und hinein in die Klus, über die Schloßbrücke nach der Ganda und Igis zu. Der Bub ist wacker gelaufen in dem Tempo eben, das man anschlägt, wenn's zum Apotheker geht. Und wie er dann beim Kastelett in die Reichsstraße einbiegen will, da kommt ein Stab leerer Rosse angetrabt, sechs bis acht an der Zahl, aneinandergeschlossen eins nach dem andern, und auf dem vordersten der Säumer oder Roßkamm. Der Bub steht am Weg und denkt, daß man zu Pferd wohl leichter vom Kastelett nach Chur käme als zu Fuß, und der Säumer ist einer von denen, welche die Gedanken einer dreizehnjährigen Fußgängers lesen können. Ein Halt, ein Wink, und der Bub sitzt hinter dem wackeren Säumer, und vorwärts geht's im Trab, durch Zizers und

über die große Rüfi, durch den Grünhag und am Masanser «Schwanen» vorbei, und eh man sich's versieht, ist man beim Stuppihaus und sieht schon die Pappelreihen vor dem Untertor. Der Bub denkt: Jetzt wird er ein Trinkgeld von mir wollen! und greift in die Hosentasche, wo's ein wenig klimpert. Doch ist's sein einziger Zwanziger und das andere ein Knopf. Jetzt sagt der Bub: Da wär ich jetzt! Der Säumer läßt den Stab halten, hilft dem Bub vom Roß und greift auch in den Hosensack. «Schau, Bub, den schenk ich dir!» Es war sogar ein Silberner! Und eh der Bub noch aus dem Staunen kommt, ist der ganze Stab davon, zum Untertor hinein, «und Roß und Reiter sah ich niemals wieder!» So hat der Öhi selig erzählt und dabei gelächelt, wie nur er es konnte, als hätte er sagen wollen: Es war doch auch manches gut an jenen alten Zeiten, und gute Menschen gab's in jedem Stand neben den andern. Es wird auch in Zukunft so bleiben.

Fürchte dich nicht . . .

Fürchte dich nicht, weil deine Spur vergeht, mit dem Leib zerfällt zu totem Staub, weil dein Name verweht wie ein Sommerlaub; fürchte dich nicht; es ist ein Licht, das, hinter den Bergen noch leise verborgen, aus heiligen Schalen ins Blaue bricht.

Martin Schmid